

Vortrag Prof. Dr. Ursula Büttner am Mittwoch, den 21. September 2016  
in der Christuskirche Eimsbüttel im Rahmenprogramm der Wanderausstellung der  
Nordkirche »Neue Anfänge nach 1945? Wie die Kirchen Nordelbiens mit ihrer  
NS-Vergangenheit umgingen«

## »Vor 1945 verfolgt, nach 1945 vergessen«

### **Der Hamburger Schriftsteller Robert Brendel und seine christlich-jüdische Familie**

»Neue Anfänge?« – mit Fragezeichen, das suggeriert, dass es so viel Neuanfang nicht gab. Eine der Ursachen war, dass Menschen, die diesen Neuanfang hätten verwirklichen können, fehlten, weil sie ermordet, vertrieben, geflohen oder unter dem Druck der Verfolgung krank geworden und vorzeitig gestorben waren.

Einer von ihnen war der Lehrer und Schriftsteller Robert Brendel, der wegen seiner jüdischen Frau mit seiner Familie in die Mühlen der nationalsozialistischen Verfolgung geriet und daran zu Grunde ging. Er war kein Kirchenmann in dem Sinne, dass er kirchliche Ämter bekleidet hätte; aber er war ein gläubiger evangelischer Christ mit eigenen heute sehr modern anmutenden theologischen Überzeugungen, mit denen er seiner Zeit weit voraus war, vor allem in seiner Einstellung zum Judentum.

Robert Brendel wurde am 3. September 1889 in Mexiko geboren, wo sein Vater als Bergingenieur eine Silbermine leitete. Schon dort nahm er unterschiedliche kulturelle und religiöse Einflüsse in sich auf: Die preußisch-protestantische Strenge der Eltern wurde gemildert durch die warmherzige, legenden- und mythendurchwobene katholische Volksfrömmigkeit der einheimischen Bediensteten. Zum Besuch des Gymnasiums wurde er zu Verwandten nach Hannover geschickt. Nach dem Abitur studierte er in München und Straßburg Germanistik, Philosophie und Geschichte – gegen den Willen des Vaters, der es lieber gesehen hätte, wenn er auch Ingenieur geworden wäre.

In Straßburg wurde der jüdische Soziologe Georg Simmel Robert Brendels wichtigster Lehrer, dessen Frage nach der Formung der Menschen durch Großstadt und Industrie,

nach der polaren Spannung zwischen Individuum und Gesellschaft, nach der Möglichkeit menschlicher Freiheit in einer von der Technik beherrschten Welt ihn nachhaltig beeinflussten. Die Begegnung mit der Geschichte und Kultur der Elsässer, die zwischen Deutschland und Frankreich »tragisch« hin- und hergerissen waren, verstärkte die in Mexiko geweckte Abneigung gegen alles Nationalistische und alle dogmatische Enge. 1913 schloss er das Studium mit einer Promotion in Geschichte ab.

In Straßburg traf Robert Brendel seine spätere Frau Xenia, eine Jüdin aus Riga, das damals zum Russischen Reich gehörte. Auch sie hatte die konventionellen Beschränkungen durchbrochen, die ihr die Familientradition und die gesellschaftlichen Verhältnisse auferlegten, und war gegen den Widerstand der Eltern zum Studium nach Deutschland gekommen, weil russische Universitäten Frauen noch verschlossen waren. Sie promovierte 1913 in Erlangen als eine der ersten Frauen in Philosophie.

Robert Brendels Plan, sich zu habilitieren und weiter an der Universität zu wirken, wurde durch den Ersten Weltkrieg zunichte. Als einfacher Soldat machte er die furchtbaren Materialschlachten des Winters 1916/17 an der Somme und Aisne mit, bis er, physisch und psychisch völlig erschöpft, zusammenbrach. Nach einem halben Jahr im Lazarett wurde er für den Rest des Krieges als Wachsoldat und Kohlenschipper im Bremer Freihafen eingesetzt. Das Grauen und die Sinnlosigkeit des Krieges hat er in einer Novelle und einem unveröffentlichten Roman verarbeitet, in denen er sich eindeutig auf die Seite der »Kleinen Leute« stellt, die die Hauptlast zu tragen hatten. Am Anfang durch die plötzliche Anerkennung seines Werts zu patriotischer Begeisterung verführt, erkennt der proletarische Held seines Romans im Verlauf des Krieges allmählich: Es geht nicht um das Wohl des Volkes, sondern um maßlose Annexionswünsche der Herrschenden. Brendel bejahte die Revolution von 1918/19 und stand ganz und gar zu den freiheitlichen Idealen der Weimarer Republik.

Für ihn begannen die glücklichste Zeit seines Lebens: 1918 heiratete er Xenia; 1919, 1922 und 1927 wurden ihre drei Töchter geboren. Seit Ostern 1919 unterrichtete er an einem Lüneburger Gymnasium. Robert Brendel war ein begeisterter und begeisternder Lehrer, der sich den damals neuartigen Zielen der Reformpädagogik verschrieben hatte. Das heißt: Statt wie früher vor allem Disziplin und ein festes Wissenspensum einzu-

pauken, ging es darum, den jungen Menschen bei der Entwicklung Ihrer Persönlichkeit zu helfen, ihre Kreativität und Eigenverantwortlichkeit zu fördern. Dabei wagte er sich an Themen, die in der Schule sonst meistens nicht behandelt wurden: im Deutschunterricht an moderne Dichtung und sogar die proletarische Lyrik der Gegenwart, in Philosophie an Marx und den Historischen Materialismus, in Geschichte an die Darstellung der jüngsten Vergangenheit und sogar die heißumkämpfte Kriegsschuldfrage. Immer aber war das Entscheidende, die Heranwachsenden zu selbstständigem Denken zu ermutigen.

Auch außerhalb der Schule bemühte sich Robert Brendel, Jugendlichen und Erwachsenen aus bisher bildungsferneren Schichten einen Zugang zur Hochkultur zu eröffnen. Er unterstützte die im »Jugendring« zusammengeschlossene demokratische Jugendbewegung, wirkte seit der Gründung im Jahr 1920 als Dozent an der Lüneburger Volkshochschule mit und engagierte sich im Vorstand der Lüneburger Theatergemeinde, die interessante Aufführungen auswärtiger Bühnen (z. B. der Hamburger Kammerspiele) in die Stadt holte. Als Verantwortlicher für die Auswahl der Stücke war er deshalb manchen heftigen Angriffen rechter »Kulturhüter« ausgesetzt.

Auch als Dichter konnte Brendel beachtliche Erfolge erzielen. Gegner und Bewunderer seiner Kunst waren sich in dem einen Punkt einig, dass er zu den wichtigen Vertretern der zeitgenössischen Literatur gehöre. Gedichte von ihm erschienen seit 1919 in verschiedenen Kulturzeitschriften, u. a. in René Schickeles berühmten »Weißen Blättern«, in Anthologien modernen Lyrik und in den Feuilletons großer Tageszeitungen. Eine Novelle »Sodom« wurde 1920 in der Reihe »Die Silbergäule«, einer der legendären Serien des Expressionismus, veröffentlicht. Andere erschienen in angesehenen Literaturzeitschriften, und ein Ensemble von fünf Erzählungen kam 1925 bei Paul Cassirer heraus, dem wichtigsten Verleger expressionistischer Dichtung. Brendel war Mitglied des deutschen P.E.N. Clubs und 1931 Delegierter bei der internationalen P.E.N.-Tagung in Amsterdam.

In den Novellen werden Menschen, die in außergewöhnlicher Situation um ihre Integrität ringen, mit großer Eindringlichkeit und viel psychologischem Verständnis geschildert. Im Mittelpunkt stehen oft die von der Natur Geschlagenen, die Krüppel, die von der Gesellschaft mitleidlos ausgegrenzt werden. Die alle äußerlichen Behinderungen überwindende Kraft des Geistes ist das immer wiederkehrende Leitthema – eine Grund-

überzeugung Brendels, der er im Dritten Reich die Kraft zum Widerstehen verdankte. Und auch ein zweites Motiv klingt an, das Brendel zeitlebens beschäftigte und in der NS-Zeit an den Rand der Verzweiflung trieb: das Schuldigwerden durch Duldung des Unrechts.

Mit dem Beginn »Dritten Reichs« fand diese glückliche Lebens- und Schaffensperiode ein jähes Ende. Als »jüdisch versippter« Schriftsteller musste Robert Brendel aus der Reichsschrifttumskammer ausscheiden und durfte nichts mehr veröffentlichen. Auch als Lehrer bekam er sofort das Misstrauen der neuen Machthaber zu spüren. Mehrmals wurde 1933 wegen politischer Unzuverlässigkeit gegen ihn ermittelt. Er musste eine Haussuchung und die Beschlagnahme von Büchern und Zeitschriften hinnehmen und wurde zeitweise vom Unterricht suspendiert. 1934 wurde er zwangsweise nach Wesermünde versetzt, wo ihn ein stramm nationalsozialistischer Schulleiter nach Kräften schikanierte. 1936 folgte die Zwangspensionierung, diesmal nicht aus politischen Gründen, sondern wegen seiner Ehe mit einer jüdischen Frau. Die Familie siedelte nach Hamburg über, wo sie in der Anonymität der Großstadt unbehelligter zu leben hoffte und wo Robert enge Beziehungen zu verschiedenen Schriftstellerkreisen unterhielt. Trotzdem wurde die Familie bald immer einsamer.

Obwohl die Zwangspensionierung die Familie Brendel in eine sehr prekäre finanzielle Lage brachte (Halbierung der Einnahmen), empfand Robert sie als Befreiung von einer großen seelischen Last. An einen Schwager schrieb er 1940: »Mir ist das Ausgeschlossensein, das durch meinen Abbau erfolgte, im tiefsten Grunde eine Befreiung gewesen, da mir dadurch meine innere Freiheit und meine Wahrhaftigkeit erhalten blieben. [...] Worunter ich jetzt leide, ist nicht mein persönliches Schicksal, sondern das Wirklichwerden einer Welt, die ich aus weltanschaulichen, religiösen und menschlichen Gründen nicht bejahen kann.«

Brendel hielt nicht nur unerschütterlich zu seiner jüdischen Frau, sondern stellte sich generell an die Seite der verfolgten Juden. An einen befreundeten Literaturwissenschaftler schrieb er am 1. Juni 1933: »Schon lange lag es mir am Herzen, Ihnen in dieser Zeit der menschlichen Barbarei meine herzliche Verbundenheit auszusprechen. Aber ich war gelähmt. Die Schutzmauern des geistigen Raumes, in dem man lebt und leben muß – heute mehr denn je –, waren nicht immer stark genug gegen die Brutalität des Tages: Sie

werden ermessen können, was es bedeutet, in solcher Zeit unter solcher Führung Lehrer sein zu müssen, Lehrer der deutschen Geschichte und Sprache! Sie, die Sie in die innersten Geheimnisse und Schönheiten deutscher Dichtung eingedrungen sind wie keiner der »arischen« Schreier, die heute das Wort haben. [...] Es sollte ihnen dieser Brief sagen, daß es Deutsche, »Arier«, gibt, die zu Ihnen und zu Ihrem Volk sich bekennen in selbstverständlicher Menschlichkeit; sollte es ihnen sagen, um sie in ihrem Glauben an die Kraft des Geistes zu stärken. Aber ich glaube, er wurde mehr eine Klage um eigene Bitterkeit und sicherlich der Ausdruck gemeinsamer Not. Wie so oft in der Geschichte tragen Sie und ihr Volk auch heute wieder das schwere Schicksal des Menschen in der Welt. Und so sind sie nicht allein. Ich hätte Sie gerne besucht, aber ich kann mich nicht entschließen, meinen Vater in Hannover zu sehen: denn meine Familie steht im anderen Lager.«

Dieser Brief ist in dreifacher Hinsicht bemerkenswert:

1. Er zeigt, wie Menschen, die sich mit Juden verbunden hatten, oft sogar in der engsten Familie isoliert waren. Robert Brendel stand mit dieser Erfahrung nicht allein.
2. Der Brief zeigt seine konsequente, von Anbeginn an niemals von Zweifeln berührte Ablehnung des Nationalsozialismus. Während andere Oppositionelle anfangs oft von den Erfolgen des Regimes geblendet waren und es erst allmählich seinen verbrecherischen Charakter erkannten, sah Brendel vom ersten Augenblick an die abgrundtiefe Inhumanität der zur Macht gelangten nationalsozialistischen Bewegung.
3. Schließlich offenbart der Brief sein tiefes Verständnis und seine ganz ungewöhnliche Wertschätzung, ja Liebe für das Judentum.

Der Gedanke der Erwählung klingt an und wird anders als von den meisten Christen nicht als Ausdruck jüdischer Hybris, sondern wie von den Juden selbst als Erwählung zu besonderen Pflichten und Leiden verstanden. Man meint, im Unterton den Gottesknecht-Hymnus zu hören. Wie auch immer: Die Bedeutung des jüdischen Schicksals als beispielhaft für die Not des – so darf man wohl ergänzen – gerechten Menschen in einer

feindlichen Welt brachte mehr als Solidarität, nämlich Gemeinsamkeit, Identität zum Ausdruck: Das war unter Christen höchst selten, wenn nicht einzigartig.

In den ersten Jahren des »Dritten Reichs« wurde die Familie Brendel von der Judenverfolgung weniger hart getroffen als viele Schicksalsgefährten, weil es zunächst noch einige Milderungen für »Frontkämpfer« gab und weil sie nach Roberts Pensionierung dank einer kleinen Erbschaft ein eigenes Häuschen erwerben und sich dort gegen die feindliche Welt einigermaßen schützen konnten. Doch die Angst um Xenia, die immer präsente Furcht vor neuen einschneidenden Verordnungen gegen die Juden und ihre Angehörigen belastete sie. Die Kinder waren in der Schule in zunehmendem Maß Diskriminierungen ausgesetzt. Aber durch die klare Ansage, dass sie und nicht ihre Gegner auf der richtigen Seite standen, gelang es ihren Eltern, sie vor den schweren Selbstzweifeln zu bewahren, über die viele andere Betroffene immer wieder berichten.

In seiner Dichtung versuchte Brendel die bedrängenden Erfahrungen zu verarbeiten, versteckt in scheinbar harmloser Naturlyrik oder offen in Werken, die nur für die Schublade bestimmt waren. So findet sich in einem Gedicht »Kirschbaum im Winter« (März 1938) die Zeile:

»Halte dein Herz, wenn dumpf ihm die Zeiten / alles Gefülltsein verwehren.«

In einem Gedicht: »Der Gerichtete« (1935) geißelte Brendel die Gleichgültigkeit angesichts des Terrors:

Und hörst du das Schreien?  
In deinem Herzen leuchtet's noch licht.  
Noch kannst du mit Lächeln Sünden verzeihen.  
In deinem Herzen schreit es noch nicht.  
Es scheint dir noch alles zu ferne,  
Was Ihnen täglich geschieht.  
Es hat deine Nacht noch die Sterne.  
Und keine Wolken dein Lager umzieht.

Doch hörst du das Schreien?  
Und hast du das Leben  
In deiner Seele halte Gericht.  
Du kannst nicht in blauen Träumen verschweben:  
Von deiner Seele schreit ein Gesicht.  
Es sind ihm die Augen durchstoßen,  
Die gestern noch Sonne gesehn.  
An dir wird sein Blindsein gerochen.  
Und keine Gnade wird deiner Taubheit geschehn.  
Denn du hast das Leben.

Ein anderes Gedicht war einem aus dem KZ zurückgekehrten Freund gewidmet. Darin heißt es:

Seine Schritte sind gebunden.  
Denn er kennt nur den umstellten Raum:  
Raum, durch den die Kette ungezählter Stunden  
Rasselte erbarmungslos vom Tage  
In den immer auf aufgestörten Traum.  
...  
Unter Tausend kann man ihn erkennen,  
Unter Namenlosen ihn benennen.  
Denn er ist gezeichnet durch sein schwankend banges Gehn.

Schon 1937, also vor der Pogromnacht am 9./10. November 1938, machte Brendel die Judenverfolgung zum Thema einer Novelle »Die Urne«. Es ist nach meiner Kenntnis das einzige Werk, in dem sich ein christlicher Autor schon in der NS-Zeit mit den Leiden der Juden und der Schuld der Deutschen befasste. Brendel schildert keine Gräueltaten, sondern den Alltag der Verfolgung: Wie nicht allein rassistischer Fanatismus, sondern vor allem die feige Abwendung von Freunden, Nachbarn, Kollegen und Geschäftspartnern sowie besitzgieriger Opportunismus die Juden ins Verderben stürzen. Er beschreibt die gegensätzlichen Reaktionen in der jüdischen Gemeinschaft, die Familien auseinanderreißen: die Verzweiflung des stark assimilierten, in der deutschen Kultur beheimateten,

deutsch-patriotischen Nathan Beer, der einen Sohn im Ersten Weltkrieg geopfert hat und sich von Deutschland nicht losreißen kann, und die wachsende Begeisterung seiner Tochter Ruth für den zionistischen Aufbruch nach Palästina. Wieder bewies Brendel durch die liebevolle Deutung der jüdischen Geschichte, Riten und Festtagsbräuche, dass er in ganz ungewöhnlicher Weise mit der Religion und Kultur der Juden vertraut war.

Dem alten Beer legte Brendel viel von seinen eigenen politischen Überzeugungen in den Mund: Die Demokraten tragen eine große Mitschuld an der Errichtung der Gewalt-herrschaft, weil sie die Freiheit, die ihnen anvertraut war, »in verantwortungsloser Bequemlichkeit« verspielt haben. Als »Sühne« müssen sie die Verfolgung auf sich nehmen, die ihr gewaltfreier Widerstand nach sich zieht. Brendel blieb bei seiner unbedingten Ablehnung von Gewalt, sei es Krieg oder Tyrannenmord, obwohl er ahnte, dass die NS-Diktatur nur noch durch einen großen Krieg beseitigt werden konnte. Aber er wollte nicht in Hitlers Kategorien denken.

An Robert Brendels 50. Geburtstag begann mit der Kriegserklärung Englands und Frankreichs gegen Deutschland der Zweite Weltkrieg. Brendel nahm mit Entsetzen wahr, wie viele Deutsche nach anfänglicher Beklommenheit schon bald über die schnellen Siege und die Besetzung der Nachbarländer Polen, Dänemark, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich begeistert waren.

Auch in Kirchenkreisen griff diese Stimmung um sich. Im Sommer 1940, als die Zustimmung zu Hitlers Politik ihren Höhepunkt erreichte, brachte er in einem anonymen Schreiben an den Herausgeber der evangelischen Kulturzeitschrift »Eckart« seinen Protest zum Ausdruck. Die Zeitschrift, die eigentlich als Organ der christlichen Opposition galt (Jochen Klepper, Reinhold Schneider), hatte einen fiktiven Trostbrief an die Mutter eines gefallenen Soldaten veröffentlicht, der mit der Floskel endete: ihr Sohn sei für den Führer und für Deutschland gestorben (in dieser Reihenfolge), und dafür sei kein Opfer zu groß. Brendel reagierte mit einem Aufschrei: Es scheine, dass »Kirche und Christentum unter dem Eindruck der siegreichen Ereignisse der letzten Zeit« wieder einmal dabei seien »die Grundwahrheiten des Christentums zurechtzubiegen, um nicht zurückzubleiben hinter den vollendeten Tatsachen einer sogenannten ›neuen Welt‹. Sie scheinen wieder einmal darauf zu verzichten, die Ewigkeit ihrer Forderungen dem ephemeren Glanz zeit-

licher Erfolge entgegenzustellen und mit christlichem Heroismus das wahrhaft Neue zu erkämpfen.«

Und dann brach es aus Brendel hervor die langen verschachtelten Sätze spiegeln seine Erregung wieder: »Werden denn Vernichtung, Krieg und Sterben gerechtfertigt und sinnvoll durch die Autorität und den Glanz eines Menschen? [...] Fühlt denn keiner mehr die unchristliche, die antichristliche Haltung solcher Gesinnung? Wenn ein Mensch, dieser Führer, es sich anmaßt, sich zum Mittelpunkt des Denkens, Fühlens und Handelns eines ganzen Volkes zu machen, so grenzenlos dazu zu machen, daß es schon ein Verbrechen ist, sich nicht mit seinem »heiligen Namen« untereinander zu grüßen, wenn er sich vermaß, Hunderttausende, die nicht seines Glaubens sind, in entsetzlichen Lagern einzusperren und zu quälen, [wenn er] sich eine schwarze Leibgarde eigens zu seinem Schutze schuf und sie zu jeder Gewalttat und unmenschlichen Handlung abrichtete und eine Späher- und Spitzelbande, jedem Gedanken nachzuhorchen, der anders lief, als er es wünschte, wenn dieser Mensch bewußt und ausgeklügelt Lüge und Verleumdung gegen alle anders Denkenden entfesselte, um die sogenannte »seelische Einheit« eines ganzen Volkes zu erzwingen, den furchtbaren Grundsatz »Der Zweck heiligt die Mittel« zur Richtschnur aller Sittlichkeit in zynischster Offenheit machte, dann sollte wenigstens das christliche Gewissen unter allen Schwachen und Berauschten wach geblieben sein, sich die christliche Freiheit erhalten haben, solche Anmaßung als frevelhafte Gottlosigkeit zu begreifen und abzulehnen, und wenn er, der »Führer«, den Namen Gottes noch so oft zur Bemäntelung seiner Hybris bemüht. Aber es scheint, dieses christliche Gewissen ist [...] schwach und taub geworden vor den schmetternden Fanfaren der großen, materiellen Erfolge. Länder liegen ja besiegt zu den Füßen des Gottmenschen. Heere wurden in wenigen Wochen zerstampft. Er hat recht, denn er wußte die Gewalt mit seinen unfehlbaren Händen erfolgreich zu gebrauchen!

Es folgte noch einmal eine harte Abrechnung mit der gegenwärtigen Theologie und Kirche: »Denn die christliche Theologie unserer Tage liefert Ihnen ja Deutungen des Christentums genug, die es Ihnen ermöglichen, die sogenannte heroische Haltung des gegenwärtigen Heidentums mit der Wahrheit Christi zu versöhnen. Wir sind ja so weit, daß christliche Theologen in aller Aufrichtigkeit heute vor einem Altare ihm, dem Heilande, und ihm, dem Gesandten des Herren, dem Führer, in gleicher Demut zu dienen vermögen. Dennoch aber sollten Sie wissen, daß es deutsche, christliche Menschen gibt,

denen es bei dem Gedanken schaudert, daß Deutschland, ihre geliebte Heimat, das Land der hingegebensten Wahrheitssucher, unter solch zweideutig lügenhaftem Zeichen und dem Szepter solcher Gewalt die Herrschaft über Europa und vielleicht die Welt antreten soll.«

Ich denke, dieser Brief zeigt, welches Potential dadurch verloren ging, dass Robert Brendel nach der Zerschlagung des NS-Regimes nur noch kurze Zeit wirken konnte.

Im Krieg verschärfte sich die Verfolgung der Familie Brendel dramatisch, auch wenn ihr das Allerschlimmste erspart blieb. Die älteren Töchter, Gisela und Bettina, durften zwar noch das Abitur machen, aber nicht den musischen oder künstlerischen Beruf erlernen und ausüben, der ihrer Neigung entsprach. Die jüngste Tochter Irene, musste Ostern 1943 die Schule vorzeitig verlassen. Alle gehobenen Ausbildungen, nicht nur jedes Studium, sondern auch eine handwerkliche oder kaufmännische Lehre waren ihnen versperrt. Gisela durfte den geliebten Mann nicht heiraten und musste die Beziehung zu ihm geheim halten, weil ihr nur die Ehe mit einem anderen »jüdischen Mischling ersten Grades« gestattet war. Das Kind, das sie erwartete, wurde zum Glück erst kurz nach der Befreiung geboren. Hausverbote in Cafés, Restaurants, Theater, Kinos, Museen, Bibliotheken etc., schon seit Anfang 1939, nächtliche Ausgangssperren, finanzielle Sonderbelastungen, Kürzungen der Lebensmittelrationen: die Maßnahmen gegen Xenia folgten einander Schlag auf Schlag. 1942 brach die Verbindung zu den Angehörigen in Riga ab, die nach der deutschen Besetzung Lettlands ermordet worden waren; Hamburger jüdische Freunde wurden deportiert. Seither war in der Familie die Angst vor der Verhaftung und Verschleppung Xenias nach Polen »in den fast sicheren Untergang« immer gegenwärtig. Unter Aufbietung der letzten seelischen Reserven kämpfte Robert Brendel darum, sich selbst und den Seinen den Glauben an die Unzerstörbarkeit des Geistes und den endlichen Sieg von Humanität, Gerechtigkeit und Liebe zu bewahren. Vor allem die Kinder sollten ihr Vertrauen in die Menschen nicht verlieren. Doch diese Anstrengung hatte ihren Preis: Robert Brendel wurde schwer herzkrank und immer wieder von Angina Pectoris-Anfällen (Herzkrämpfen) niedergeworfen. In erschütternden Gedichten verarbeitete er seine Bedrängnis. Einige wenige Strophen aus »Das Gesicht« von 1942:

Wie ist es verwandelt, dieses Gesicht,  
Das jüngst noch wie ein Licht  
Aus großer Tiefe strahlte,  
Die Welt um sich mit Morgentönen übermalte  
Und nun in Scherben auseinanderbricht!

Was steht es so tot über Blume und Strauch!  
Es wurde blind im Rauch  
Der Felder, die verbrennen,  
Am Blut der Toten, die den sanften Gott nicht kennen,  
Weil sie ein anderer schlug mit seinem schärfsten Hauch.

Da losch es dahin im qualmenden Licht  
Und ist nicht mehr Gesicht  
Mit Mund und Blick und Hören.  
Ein Stein der Klage steht es über dem Zerstören  
Und fordert stumm den Gott vor sein Gericht.

Im Oktober 1944 wurden Robert Brendel und andere Ehepartner von jüdischen Frauen zur Zwangsarbeit bei der Organisation Todt einberufen: den »Westwall« bauen oder Bomben räumen in Hamburg. Nur wegen seiner offensichtlichen Arbeitsunfähigkeit wurde Brendel einstweilen nach Hause entlassen. Seine mentale Widerstandskraft war erschöpft. In einem Brief an die einzige Schwester, die noch Kontakt zu ihm hielt, klagte er im November 1944: »Das Bild des Menschen aber, das ich mir immer mit aller verzweifelten Kraft trotz allem rein zu erhalten versucht habe, löscht immer mehr dahin und wird dunkel in einer fahlen, bösen Dunkelheit.«

Doch es kam noch schlimmer: Am 14. Februar 1945 begannen die Nationalsozialisten, auch die bisher verschonten Juden und Jüdinnen in »privilegierter Mischehe« nach Theresienstadt zu deportieren. Nichts zeigt ihren fanatischen Judenhass besser. Während die Transportkapazitäten für die Versorgung der Front nicht mehr reichten, wurden Züge bereitgestellt, um auch noch die letzten in Deutschland verbliebenen Juden zu beseitigen. Xenia war unter denen, die den Reisebefehl erhielten, und tauchte zuerst in einer ein-

samen Parzelle in Hamburg-Bergstedt und dann bei den Flüchtlingen in Neustadt an der Ostsee unter. Die Ankunft der britischen Truppen am 3. Mai 1945 war für die Brendels wahrhaft eine Befreiung

Robert mobilisiert noch einmal alle Energie, um beim demokratischen Wiederaufbau Deutschlands mitzuhelfen und denen beizustehen, denen es noch schlechter ergangen war als seiner Familie. Zusammen mit Xenia arbeitete er in der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen und in der Jerusalem-Gemeinde mit. Er organisierte Nachhilfekurse und setzte bei der Schulbehörde Förderklassen für 85 junge HamburgerInnen durch, die wie seine Tochter Irene wegen ihrer »halbjüdischen« Herkunft von der Schule verwiesen worden waren. Im „Kulturrat«, einer Vereinigung von antifaschistischen Kulturschaffenden, unterstützte er die Bemühungen um die Entnazifizierung von Film und Presse, Kunst, Literatur und Musik.

Wichtiger war ihm aber, positiv zu wirken, zur geistigen Erneuerung in Deutschland beizutragen. Er gab eine Reihe von Leseheften mit Texten aus der deutschen humanistischen Tradition heraus, die für den Schulunterricht, aber auch für die »Neuerziehung« von Erwachsenen gedacht waren; die Bändchen über Heine, Ludwig Börne und Kant, »Vom ewigen Frieden« bearbeitete er selbst. Er bereitete die Veröffentlichung seiner in der NS-Zeit entstandenen Werke vor, hielt Vorträge und beteiligte sich an der Neugründung der Volkshochschule in Lüneburg.

Sein Versuch, in den geliebten Lehrerberuf zurückzukehren, um jungen Menschen seine humanen demokratischen Überzeugungen nahe zu bringen, wurde zu einer Kette von Enttäuschungen. Robert Brendel musste feststellen, dass der Hamburger Staat keineswegs auf einen unbeirrbareren Gegner des Nationalsozialismus wartete.

In seinen Vorträgen und Veröffentlichungen hob Brendel die Werte hervor, die ihm im »Dritten Reich« Halt gegeben hatten und die ihm allein geeignet erschienen, dem deutschen Volk zu neuer moralischer Orientierung zu verhelfen. In einem Vortrag über Gerhard Hauptmann betonte er die christliche Komponente in dessen Werk und forderte: Die Deutschen müssten »nach einer Zeit voller Haß und Zerstörung wieder Mitleid,

Nächstenliebe und Hilfe entdecken als eigentlichste Werte des Menschen«; sie müssten begreifen, »daß sie Ton in Gottes Hand sind, seiner Gnade bedürftig, und nicht, wie es uns ins Verderben trieb, allmächtige Herren ihres Schicksals, die keine Ehrfurcht kannten: Weder vor den Menschen, noch vor dem Tode noch vor Gott.«

In seinem Kommentar zu Kants Schrift »Vom ewigen Frieden« unterstrich er die Bedeutung des Rechts für das Zusammenleben im Staat und unter den Völkern. Mit Sorge beobachtete Brendel, wie sich antisemitische Ressentiments wieder ausbreiteten oder hervorwagten, wie viele Deutsche den Überlebenden der Shoah die kleinen Vorteile missgönnten, die sie bei der Lebensmittelzuteilung, der Wohnungs- und Arbeitssuche genossen. Von Einsicht in die Mitverantwortung für die Verbrechen an den Juden war wenig zu spüren. In den Einleitungen zu den Heften über Heine und Börne stellte er deshalb die Bedeutung ihrer jüdischen Herkunft für ihre geistige Leistung besonders heraus und beschrieb mit großem Einfühlungsvermögen ihre tragische Situation zwischen Juden und Deutschen. Schon 1946 drängte er den Hamburger Senat mehr zur Bekämpfung des Antisemitismus zu tun; der 9. November sollte in Erinnerung an das Pogrom von 1938 zum Tag der Aufklärung über die verbrecherische Politik des Nationalsozialismus werden, z. B. bei einer großen »Jugendversammlung«.

Mit Nachdruck mischte sich Robert Brendel in die Schulddebatte ein. Während sie im Allgemeinen von der Ablehnung der »Kollektivschuldthese« beherrscht wurde, plädierte er dafür, die eigene Mitschuld anzuerkennen. Entschieden widersprach er allen Versuchen, die NS-Herrschaft als schreckliche Ausnahmezeit aus der deutschen Geschichte herauszulösen und den Sieg der Nationalsozialisten mit dem Einbruch des »Dämonischen« zu erklären, wodurch die Frage nach den gesellschaftlichen Ursachen und Zusammenhängen überflüssig wurde. Diese Berufung auf »dämonische« Mächte war gerade in Kirchenkreisen sehr beliebt. Brendel schrieb dagegen 1946 in einer neuen Einleitung zu seiner Novelle »Die Urne«:

»Es war einmal – so ist man versucht, diese Erzählung mit der Eingangsformel alter Märchen zu beginnen. Denn die Ereignisse, die in ihr berichtet werden sollen, scheinen so aus unwirklichen und bösen Tiefen des menschlichen Herzens aufzusteigen, daß man sie gern mit solcher Entrückung in die Zeiten der Hexen und Dämonen aus der eigenen Verantwortung fortschieben möchte. Und doch geschah alles erst vor kurzem. Wir alle

waren daran beteiligt und durch die Trägheit unseres Herzens daran mitschuldig.  
Beschönigen wir also nichts.«

»Wir alle« betonte Brendel und meinte das sehr ernst. Er bezog sich selbst in das Schuldbekenntnis mit ein. Im Januar 1947 schrieb er an seine Schwester: »Und natürlich fühle ich mich für das Vergangene auch schuldig, schuldiger vielleicht als die Täter. Denn ich habe, wie Du es aus meinen Briefen aus der Hitlerzeit weißt, gewußt um das Böse, das geschah, und habe es geschehen lassen. Ich habe mich damit begnügt, furchtbar darunter zu leiden, und habe mich bemüht, im Stillen dagegen aufklärend zu wirken. Aber ich bin nicht hinausgegangen und habe die Ruchlosigkeit in den Straßen hinausgeschrien, daß die Menschen aufhorchten. Man hat sich damit beruhigt, daß man es für zwecklos hielt, daß man sich für ohnmächtig hielt. Und man war es ja auch. Alle, die es gewagt haben, sind zu Grunde gegangen: die Studenten Scholl in München, die Männer vom 20. Juli. Aber dennoch! Und darum muß man Mitleid üben mit dem armen Menschen. Besonders heute, da er heillos alles Gute aufzuopfern bereit ist, um nur etwas zu essen zu haben und ein wenig Wärme.«

Die Arbeit, in die Robert Brendel sich nach der Befreiung mit Leidenschaft stürzte, der Kampf mit Behörden und die Auseinandersetzung mit dem widrigen Zeitgeist kosteten viel Kraft, zu viel für den schwer herzkranken Mann. Hunger und Kälte im harten Winter 1947 taten ein Übriges. Am 29. Mai 1947 starb Robert Brendel, durch die nationalsozialistische Verfolgung »um Werk und Leben betrogen«, wie der Literaturwissenschaftler und Freund Werner Kraft aus Jerusalem schrieb.

Xenia und einige Freunde bemühten sich, ihm und seinem Werk posthum Anerkennung zu verschaffen. Vergebens. Nach einigen kurzlebigen Erfolgen geriet Robert Brendel in Vergessenheit. Es war ein Verlust auch für die evangelische Kirche. Denn durch sein aufrechtes Standhalten an der Seite seiner jüdischen Frau während der NS-Zeit, durch praktische, die eigene Bedrohung nicht achtende Hilfe für Verfolgte, durch die ehrliche Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und durch die verzeihende Bereitschaft zum Neubeginn nach 1945 hätte dieser eigenständige, fromme Christ und entschiedene Demokrat ein gutes Vorbild abgegeben. Mit seinen Gedanken, mit denen er seiner Zeit weit voraus war, insbesondere auch mit seiner ganz ungewöhn-

lichen Offenheit für die Begegnung mit dem Judentum, hätte er viel und Wichtiges zum Neuanfang der Evangelischen Kirche nach 1945 beitragen können.

Ursula Büttner

**Die Not der Juden teilen**

Christlich-jüdische Familien im Dritten Reich

Beispiel und Zeugnis des Schriftstellers Robert Brendel

Von Ursula Büttner

Hans Christians Verlag, Hamburg 1988

ISBN 3-7672-1055-x